

Robin Kurilla · Karin Kolb-Albers ·
Hannes Krämer · Karola Pitsch *Hrsg.*

Sine ira et studio

Disziplinenübergreifende Annäherungen
an die zwischenmenschliche
Kommunikation



Springer VS

Sine ira et studio

Robin Kurilla · Karin Kolb-Albers ·
Hannes Krämer · Karola Pitsch
(Hrsg.)

Sine ira et studio

Disziplinenübergreifende
Annäherungen an die
zwischenmenschliche
Kommunikation

Hrsg.

Robin Kurilla
Universität Duisburg-Essen
Essen, Deutschland

Karin Kolb-Albers
Universität Duisburg-Essen
Essen, Deutschland

Hannes Krämer
Universität Duisburg-Essen
Essen, Deutschland

Karola Pitsch
Universität Duisburg-Essen
Essen, Deutschland

Mit finanzieller Förderung durch das Dekanat der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Duisburg-Essen.

ISBN 978-3-658-28742-9

ISBN 978-3-658-28743-6 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-658-28743-6>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2020

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Jens Loenhoff zum 60. Geburtstag

Inhalt

<i>Karin Kolb-Albers und Robin Kurilla</i> Einleitung.....	1
---	---

I. Kommunikation und Wissen

<i>Clemens Knobloch</i> Von der Bedeutung zum Gemeinten (und zurück): Semantik und Noetik.....	11
---	----

<i>Hans Julius Schneider</i> Theologie als Grammatik? Sprachphilosophische Beobachtungen Wittgensteins und die Rede von Gott	37
--	----

<i>Karin Kolb-Albers</i> Gedanken zur Einführung in die Kommunikationswissenschaft an der Universität Duisburg-Essen	55
--	----

<i>Yuliya Fadeeva</i> Zu „radikale Interpretation“ – Kommunikation und Großzügigkeit bei Donald Davidson	69
--	----

II. Kommunikation und Interaktion

<i>H. Walter Schmitz</i> Wenn der Hörer sichtbar wird. Ch. Goodwins „The Interactive Construction of a Sentence in Natural Conversation“ und die ethnomethodologische Konversationsanalyse	97
---	----

<i>Robin Kurilla</i> Emotion und Interaktion	117
---	-----

<i>Gregor Bongaerts</i> Passive Aktivität	141
--	-----

III. Kommunikation, Körper und Sinn(e)

Elena Ungeheuer

Interdisziplinäre Resonanzen zwischen Komplexität und Trivialität.
Ein Beitrag zum Verstehen von Verstehen 157

Christian Meyer

Intersubjektive Entfremdung: Zur Kultur- und Technikgeschichte der
Zwischenleiblichkeit 187

Joachim Renn

Der Loenhoffsche Salto, oder: die paradoxe und nur dadurch adäquate
Explication impliziter kommunikativer Sinnlichkeit 213

Rafael Mollenhauer

I don't feel old. Probleme einer gerontologischen
Kommunikationsforschung 227

IV. Interkulturelle Kommunikation

Ernest W. B. Hess-Lüttich

Festung Europa? Kulturelle Identität, säkulare Humanität, europäische
Solidarität – oder: Wie integrieren wir die Geflüchteten aus dem
afrikanischen Nachbarkontinent? 249

Susanne Fengler

Media Accountability im internationalen Vergleich – Medienselbstkontrolle
und Medienverantwortung aus interkultureller Perspektive 279

Stefan Ossenberg

Stereotype? Implizites Wissen und seine interkulturellen Ausprägungen in
quantitativen Erhebungen 305

V. Kommunikation und symbolische Sinnwelten

Claudia Schirrmeister

Der Themenpark. Vergnügliche Illusionswelt jenseits des Alltags 321

Guido Wolf

„Fuckup Night“: Zur Aushandlung von Scheitern und Erfolg 329

Erhard Reckwitz

Literaturtheorie – Mode oder Methode? 359

Joachim Scholtyseck

Das Unternehmen „Deutsche Schlauchbootfabrik“ von seinen
Anfängen 1932 bis heute 377

Hannes Krämer

Die kommunikative Arbeit am Vatersein. Eine Analyse von Väterblogs..... 399

Autorinnen und Autoren 417



Einleitung

Karin Kolb-Albers und Robin Kurilla

Kommunikative Prozesse sind gekennzeichnet durch ihre Multimodalität und Komplexität, die spezifische Medialität ihrer Mittel, ihre Steigerungsfähigkeit qua (digitaler) Kommunikationstechnologien sowie ihre Situationsgebundenheit. Im Kontext interpersonalen Kommunikation und ihrer vielfältigen Formen realisiert sich der Kommunikationsprozess als Vollzugsform lebensweltlich-kultureller, institutioneller und organisatorischer Wirklichkeit. Seine Abhängigkeit von den Eigenarten unterschiedlicher gesellschaftlicher Praxisfelder mit ihren je spezifischen Formvorlagen und Handlungslogiken zeigt sich in modernen Gesellschaften vor allem in institutionalisierten Erwartungen an Art und Verlauf von Kommunikationsprozessen, in formalen Partizipationsbedingungen und in unterschiedlichen kommunikativen Rollen – ob in Behörden, Kliniken, Schulen, Universitäten, Unternehmen oder supranationalen Organisationen.

Im Mittelpunkt einer ihren Untersuchungsgegenstand so begreifenden Kommunikationsforschung steht ein Verständnis von „Kommunikation“ als einer spezifischen, komplexen Form sozialer Praxis, deren strukturelle und funktionale Merkmale sich weder allein mit einem Verweis auf kognitive Kompetenzen von Akteuren noch unter ausschließlicher Bezugnahme auf gesellschaftliche Bedingungen oder Eigenschaften von Kommunikationsmitteln und -wegen umfassend erschließen lassen. Der Umstand, dass Sinnproduktion und die konkreten Effekte von Kommunikation nicht das Ergebnis von Individualhandlungen sind, sondern vielmehr Resultate koordinierter, in Eigendynamik operierender Prozesse, macht die zwischenmenschliche Kommunikation sowohl zu einem außergewöhnlich interessanten Forschungsgegenstand als auch zu einer in nahezu allen Handlungskontexten relevanten Größe, deren mangelnde Berücksichtigung reale Folgen für das Gelingen aller Formen der Interaktion und Kooperation hat.

Eine so verstandene Kommunikationsforschung (oder auch: kommunikationstheoretische Diskussion) pflegt einen engen Austausch vor allem mit soziologischer, psychologischer, philosophischer, ethnologischer, linguistischer und medienwissenschaftlicher Forschung, deren Erkenntnisse sie integriert und zu einer spezifisch auf kommunikative Phänomene bezogenen Perspektive verknüpft, um so ihre Forschungsfragen und -methoden weiterzuentwickeln.¹

1 Siehe hierzu: *Profil des Instituts für Kommunikationswissenschaft an der Universität Duisburg-Essen*, [online] <https://www.uni-due.de/kowi/fortsetzungstartseite.php> [18.09.2019].

Das in Vielfalt und Umfang beeindruckende wissenschaftliche Werk Jens Loenhoffs verkörpert in besonderem Maße diese multidisziplinär anschlussfähige Kommunikationsforschung, die als „Kommunikationswissenschaft“ an der heutigen Universität Duisburg-Essen (UDE) seit nunmehr über 40 Jahren institutionell verankert ist. Nach seiner Promotion forschte und lehrte Loenhoff zwischen 1992 und 1998 als wissenschaftlicher Assistent im Fach „Kommunikationswissenschaft“ an der vormals Universität-Gesamthochschule Essen genannten Bildungseinrichtung. In diesen Jahren hielt sich Loenhoff zu Forschungszwecken auch an der University of Cambridge und in Washington D. C. auf. 1999 habilitierte er sich mit der *Venia Legendi* für das Fach „Kommunikationswissenschaft“.

Nach einer weiteren zweijährigen Tätigkeit in Essen folgte 2002 der Ruf an die Johannes Gutenberg-Universität Mainz, wo Loenhoff bis 2007 als Professor für Interkulturelle Kommunikation tätig war. Zu dieser Zeit nahm er auch eine Reihe von Gastprofessuren wahr, die ihn zu den Universitäten in Kursk und in Wologda, zum Institute for European Culture an der Russian State University for Humanities in Moskau, zur Beijing International Studies University (BISU), vormals Beijing Second Foreign Language University, zur Vytautas Magnus University in Kaunas sowie zur Hankuk University in Seoul führten. Im Wintersemester 2006/2007 war Loenhoff Visiting Scholar an der Columbia University in New York, bevor er 2007 an das Essener Institut für Kommunikationswissenschaft berufen wurde. Seitdem ist Jens Loenhoff nicht nur Inhaber des Lehrstuhls für Kommunikationswissenschaft, sondern zudem auch geschäftsführender Direktor des Instituts, dessen inhaltliche Entwicklung und fachliche Profilierung er seitdem maßgeblich vorangetrieben hat.

Trotz seiner Pflichten am Institut zeichnet sich Loenhoff durch eine umfangreiche Publikations- und Herausgebertätigkeit aus.² Zudem engagiert er sich für die Förderung des graduierten wissenschaftlichen Nachwuchses etwa als einer der Initiatoren und wissenschaftlichen Begleiter des UA-Ruhr-Graduiertenkollegs *MEDAS 21*.³ Darüber hinaus ist er aktives Mitglied in diversen Fachgesellschaften, Sprecher des UDE-Profileschwerpunktes „Wandel von Gegenwartsgesellschaften“, Mitglied der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste und ständiger Delegierter der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Duisburg-Essen beim Philosophischen Fakultätentag.

Bereits mit seiner Dissertation eröffnete Loenhoff (1992) eine theoretisch innovative und genuin kommunikationswissenschaftliche Perspektive auf das Problem grenzüberschreitender Verständigung und legte damit den Grundstein für eine theoretisch fundierte und hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Bedingungs-

2 Siehe die *Publikationen von Jens Loenhoff*, [online] https://www.uni-due.de/kowi/theorkom/l_publicationen.php [01.10.2019].

3 Siehe *MEDAS 21*, [online] <https://www.medas21.net> [01.10.2019].

faktoren reflexive Beschäftigung mit interkultureller Kommunikation. Die Breite seiner Forschungsinteressen indizierend behandelt Loenhoffs Habilitationsschrift (2001) hingegen Multimodalität im Rahmen einer grundlagentheoretischen Untersuchung der kommunikativen Funktion der Sinne. Da zu dieser Zeit die Themen „Multisensualität“ und „Multimodalität“ bzw. die Berücksichtigung der sensomotorischen Dimensionen des Mitteilungsgeschehens hierzulande noch ein Schattendasein führten, leistete Loenhoff mit dieser Studie im Interesse einer vollständigen Beschreibung des Kommunikationsprozesses und seiner Eigenschaften echte kommunikationstheoretische Pionierarbeit.

Es wäre ein hoffnungsloses Unterfangen, das kommunikationstheoretische Werk Jens Loenhoffs in seiner vollen Umfänglichkeit auf wenigen Seiten beschreiben zu wollen. Seine kontinuierliche Beschäftigung mit Fragen der kulturspezifischen Sinnbewirtschaftung von Erleben und Handeln⁴ und seine intensive Auseinandersetzung mit Körper-, Wahrnehmungs- und Handlungskonzepten verstehen sich auch als Schritte hin zu Theorie und Analyse der Kommunikation als Einheit, das heißt als genuinem Untersuchungsgegenstand.⁵ Seit bereits über einer Dekade zeugt Loenhoffs Schaffen zudem von einem konstanten Interesse am Konzept des impliziten Wissens als Reflexionsgewinn für die Weiterentwicklung kommunikations- und handlungstheoretischer Ansätze.⁶

In jüngerer Zeit hat Loenhoff einen Begriff von zwischenmenschlicher Kommunikation als Koordination des Handelns entwickelt, der als reflexiver Bezugs- und Reibungspunkt unhinterfragter Gewissheiten, vorschneller Reduktionismen oder historisch nicht informierter Betrachtungsweisen von Kommunikation am Essener Institut durchaus eine regulative Funktion eingenommen hat. Dennoch griffe es zu kurz, wollte man Loenhoffs Beitrag zur Kommunikationsforschung darauf reduzieren. Sein Werk zeichnet sich durch Beständigkeit aus, während wissenschaftliches Schaffen gemeinhin mehr und mehr Moden und konjunkturellen Schwankungen unterworfen ist. Dennoch oder gerade deswegen bildet es angesichts seiner Breite und Tiefsinnigkeit eine Schnittstelle zwischen unterschiedlichen Disziplinen und ist in heterogensten Kontexten anschlussfähig. Das mag an Loenhoffs Stil in der Waage zwischen sorgfältig-gewissenhafter Arbeit am Begriff und empirischen Reflexionen liegen, seiner historiographischen Expertise, ‚Theorien von gestern‘ gemäß ihren epistemologischen und paradigmatischen Vorurteilen zu evaluieren und ihren diakritischen Wert gegenstandsadäquat nutzbar zu machen, oder auch an seinem grundsätzlich grenzenlosen Denken in einer Zeit diskursiver Begrenzung. Gewiss hängt es jedoch mit seiner grundsätzlichen Geisteshaltung zusammen, die sich am besten als „sine ira et studio“ beschreiben lässt.

4 Siehe hierzu etwa die neueren Arbeiten zum Grenzbegriff von Loenhoff (2014; 2017a).

5 Neben Loenhoff (2001) z. B. auch Loenhoff (2012a; 2017b; 2017c).

6 Vgl. etwa Loenhoff (2011; 2012b).

Auch der Mensch Jens Loenhoff baut in vielfältiger Weise Brücken über die Grenzen der Disziplin hinweg. So ist Loenhoff nicht nur außerordentlich belesen und ausgezeichnet gebildet, sondern verfügt darüber hinaus auch über einen sehr scharfsinnigen Humor und einen funkelnden Geist, was die Gespräche mit ihm zu einem wahren Vergnügen und einer echten Bereicherung macht. Wären solche Formulierungen nicht außer Gebrauch geraten, würde man ihn wohl als einen feingeistigen, universal gebildeten und kosmopolitischen Menschen beschreiben. Seinen Studierenden erscheint er genial, unterhaltsam und zugleich sehr anspruchsvoll. Man hört, dass einige Studierende Loenhoffs Lehrveranstaltungen sogar als die Essenz ihres Studiums betrachten. Was Jens Loenhoff allerdings auch charakterisiert, ist eine besondere Art der Bescheidenheit, die zuweilen in einem auffallenden Kontrast zu seiner Galanterie, Großzügigkeit und gepflegten Geselligkeit steht. Anders als so manch einer würde er nie einen Wikipedia-Eintrag über sich selbst in Auftrag geben. Genauso wenig würde er eine Festschrift zu seinem 60. Geburtstag guthießen. Doch ist dies zum Glück auch überhaupt nicht nötig.

So versammelt der vorliegende Band aktuelle Debatten im Kontext des Instituts für Kommunikationswissenschaft der Universität Duisburg-Essen, die im Fach selbst angesiedelt sind und über dessen Grenzen hinausgehen. Dass diese Debatten maßgeblich sowohl durch den Wissenschaftler als auch durch den Mensch Jens Loenhoff angestoßen und getragen werden, liegt allein angesichts der unterschiedliche Aspekte des loenhoffschen Werkes spiegelnden Gliederung des Bandes und der beteiligten Autoren und Autorinnen auf der Hand. Unabhängig davon ist der Band jedoch auch thematisch geschlossen, an seinen eigenen Relevanzen orientiert und vermag insofern für sich selbst zu stehen. Es dienen fünf, sowohl in der Tradition einer interpersonalen Kommunikationsforschung als auch in den gegenwärtigen Debatten wiederkehrende Themenkomplexe als Ausgangspunkte für empirisch interessierte und theoretisch reflektierte Annäherungen an die zwischenmenschliche Kommunikation. Im Einzelnen sind das „Kommunikation und Wissen“, „Kommunikation und Interaktion“, „Kommunikation, Körper und Sinn(e)“, „Interkulturelle Kommunikation“ und „Kommunikation und symbolische Sinnwelten“. Kommunikationswissenschaftler und Fachvertreter benachbarter Disziplinen wie Soziologie, Germanistik, Anglistik, Philosophie, Journalistik, Musikwissenschaft und Geschichte beleuchten diese Themenkomplexe aus ihren je spezifischen Sichtweisen.

Clemens Knobloch (Siegen) nähert sich dem Thema *Kommunikation und Wissen* aus der Perspektive der gemeinhin vernachlässigten Noetik. Dabei gilt sein Hauptaugenmerk der Relationierung von Semantik und Noetik unter Berücksichtigung aktueller Forschung zum Begriff des impliziten Wissens. Ausgehend von einem Rückblick auf prägnante Eckpunkte im Werk von Wittgenstein geht Hans Julius Schneider (Potsdam) der Frage nach, welche Rolle das Wissen über Spiritu-

alität in Wittgensteins Philosophie spielt. Anders als es Wittgensteins Credo „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“ suggeriert, zeichnet Schneider nach, dass es sehr wohl einen Ort für das Unsagbare in Wittgensteins Werk gibt. Aufbauend auf Erfahrungen mit unterschiedlichen Kohorten von Bachelor-Studierenden befasst sich Karin Kolb-Albers' (Duisburg-Essen) Beitrag mit der Notwendigkeit eines Einführungsbandes in die Kommunikationswissenschaft. Wissen über die Grundlagen der Kommunikationswissenschaft in Essen soll dadurch eine von einzelnen Lehrenden unabhängige, institutionalisiert verfestigte Form erhalten, um Studierenden einen Überblick über ihr Fach zu gewähren und Lehrenden eine Orientierung an die Hand zu geben. Unter dem Titel „Zu ‚radikale Interpretation‘“ eruiert Yuliya Fadeeva (Duisburg-Essen) den Stellenwert von Großzügigkeit im Werk von Donald Davidson. Dabei leuchtet die Autorin blinde Flecke von Davidsons Ansatz aus und liefert diesbezüglich eine kommunikationstheoretische Ergänzung.

Den Themenbereich *Kommunikation und Interaktion* eröffnend betrachtet H. Walter Schmitz (Duisburg-Essen/Berlin) die Beziehungen von Goodwins *The Interactive Construction of a Sentence* und der ethnomethodologischen Konversationsanalyse aus einer wissenschaftshistoriographischen Perspektive. Dabei stehen Genealogie und Praxis der Konversationsanalyse auf dem Prüfstand – vor allem hinsichtlich der begrifflichen Instrumente zur Integration des Hörers in die Betrachtung im Angesicht von audio-visuellen Gesprächsdokumenten. Robin Kurilla (Duisburg-Essen) nähert sich dem Beziehungsgeflecht von Interaktion und Emotion aus einer Reihe theoretischer Perspektiven und unterzieht diese einer kritischen Würdigung. Die dabei zugrunde gelegte kommunikationstheoretische Sichtweise wird indessen mit dem so genannten kommunikativen Konstruktivismus kontrastiert. Gregor Bongaerts (Duisburg-Essen) attestiert den Sozialwissenschaften eine Vernachlässigung von Phänomenen der Passivität und damit einen aktivistischen Bias. Vor dem Hintergrund dieser Prämisse entwickelt er die Umrisse eines Ansatzes, der Interaktivität als Interpassivität zu fassen im Stande ist, ohne dabei an den begrifflichen Grundfesten der Soziologie zu rütteln, die vielmehr durch empirische Irritationen weiterentwickelt werden sollen.

Beim Themenkomplex *Kommunikation, Körper und Sinn(e)* kommt zunächst eine musikwissenschaftliche Stimme zum Zuge, die aus der Perspektive einer ästhetischen Handlungstheorie argumentiert. So verfolgt Elena Ungeheuer (Würzburg) den Gebrauch von Resonanzbegriffen bis hin zu ihren Bestimmungen in zwei physikalischen Paradigmen zurück und examiniert dabei den Sinn und Unsinn der Übertragung naturwissenschaftlicher Resonanzbegriffe auf sozial- und geisteswissenschaftliche Kontexte, wobei über die Bedingungen der Möglichkeit interdisziplinärer Forschung reflektiert wird. Der Beitrag von Christian Meyer (Konstanz) beschäftigt sich aus einer kulturgeschichtlichen Perspektive mit dem

Phänomen der Interkorporalität. Bereits die im Titel erwähnte „Intersubjektive Entfremdung“ zeugt von Meyers kritischer Warte, von der aus er aufdeckt, dass Technisierung und Automatisierung vormals zwischenleiblich veranstaltete soziale Prozesse zunehmend in eine gewissermaßen körperlose Einsamkeit verbannen. Joachim Renns (Münster) Beitrag thematisiert die epistemisch-produktiven Paradoxien, zu denen eine explizite Theorie impliziter, kommunikativer Sinnlichkeit führen kann. Dabei nimmt er explizit Bezug auf das von Loenhoff veranschlagte Theoriedesign, das – so die These – den Phänomenen eher Rechnung zu tragen vermag als unterkomplexe und wenig begrifflich reflektierte Angebote aus den Reihen der neueren Sozialphänomenologie. Mit Körpergefühlen und Körperbildern setzt sich Rafael Mollenhauer (Duisburg-Essen) im Zusammenhang mit seinen Betrachtungen der Möglichkeiten und Grenzen einer gerontologischen Kommunikationsforschung auseinander. Das Phänomen „Alter“ wird zunächst aus verschiedenen Perspektiven in den Blick genommen, um dann kommunikationstheoretisch gefasst zu werden.

Interkulturelle Kommunikation untersucht Ernest Hess-Lüttich (Bern/Kapstadt/Berlin) hinsichtlich ihrer Relevanz für die Bedingungen der Möglichkeit einer Integration afrikanischer Flüchtlinge auf dem europäischen Kontinent. Dabei werden vor allem politische Integrationsansätze und Relevanzen auf ihre wissenschaftliche Schlüssigkeit hin geprüft. Aus der Perspektive der Journalismusforschung befasst sich Susanne Fengler (Dortmund) mit Media Accountability als durch die Massenmedien selbst kreierten Instanzen journalistischer Qualitätssicherung im internationalen Vergleich. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei kulturellen Unterschieden und politischen Rahmenbedingungen. Stefan Ossenbergl (Duisburg-Essen) geht der Frage nach, wie sich implizites Wissen im Untersuchungsfeld nationaler Stereotype sichtbar machen lässt. Dabei entwickelt er die ungewöhnliche These, dass anders als üblich nicht nur qualitative Forschung den Ausgangspunkt für quantitative Forschung bilden sollte, sondern dass vielmehr umgekehrt quantitative Forschung explorativ vor qualitativer Forschung eingesetzt werden könnte.

Die Beiträge zu *Kommunikation und symbolischen Sinnwelten* gehen der Frage nach, wie einzelne Wirklichkeitsbereiche kommunikativ fabriziert werden. Am Beispiel des Themenparks zeigt Claudia Schirrmeister (Duisburg-Essen), wie Illusionswelten jenseits des Alltags mit kommunikativen Mitteln gestaltet und aufrechterhalten werden. Mit der kommunikativen Rahmung von Misserfolgen als Erfolgen und deren Handlungskonsequenzen setzt sich Guido Wolf (Duisburg-Essen/Bonn) anhand seiner Betrachtungen von „Fuckup Nights“ als kommunikativ bewirtschafteten Sinnbezirken auseinander. Dabei kommt auch durchaus kritisch zur Sprache, dass Scheitern selbst bei solchen Veranstaltungen nur dann salonfähig ist, wenn es heimlich als Erfolg gerahmt wird. Erhard Reckwitz (Duisburg-Essen)

befasst sich mit der kommunikativen Fabrikation von Literaturtheorie im Spannungsfeld von gepflegter Theorielosigkeit und theoretisch fundierten Analysen. Dabei liegt der Fokus auf dem Vorwurf vonseiten der Theorielosigkeit, dass Theorie lediglich eine Modeerscheinung sei, die den Phänomenen, denen sich die Literaturwissenschaft widmet, nicht gerecht werde. Am Beispiel der Geschichte des Unternehmens Deutsche Schlauchbootfabrik verdeutlicht Joachim Scholtysecks (Bonn) Beitrag den Einfluss technischer und räumlicher Umwelten der Kommunikation auf empirische Kommunikationsprozesse. Die Aufmerksamkeit gilt dabei sowohl den Rahmenbedingungen der Schlauchbootproduktion als auch der kommunikativen Sinnbewirtschaftung durch die Anbieter. Hannes Krämer (Duisburg-Essen) befasst sich mit der kommunikativen Fabrikation von Vaterbildern durch Weblogs. Dabei werden vor allem die Probleme diskutiert, mit denen sich Väter angesichts althergebrachter Rollenvorstellungen konfrontiert sehen, was oftmals auf eine Resignifizierung der Vaterschaft als Abenteuer hinausläuft.

Literatur

- Loenhoff, Jens (1992): *Interkulturelle Verständigung. Zum Problem grenzüberschreitender Kommunikation*, Opladen: Leske & Budrich.
- Loenhoff, Jens (2001): *Die kommunikative Funktion der Sinne. Theoretische Studien zum Verhältnis von Kommunikation, Wahrnehmung und Bewegung*, Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Loenhoff, Jens (2011): Tacit Knowledge in Intercultural Communication, in: *Intercultural Communication Studies*, Vol. 20, No. 1, S. 57-64.
- Loenhoff, Jens (2012a): Der Körper als Generator vorreflexiver Gewissheit und Medium der Sinnkonstitution, in: Joachim Renn, Christoph Ernst und Peter Isenböck (Hrsg.), *Konstruktion und Geltung: Beiträge zu einer postkonstruktivistischen Sozial- und Medientheorie*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 183-203.
- Loenhoff, Jens (Hrsg.) (2012b): *Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven*, Weilerswist: Velbrück.
- Loenhoff, Jens (2014): On the Notion of the Boundary in the Philosophical Anthropology of Helmuth Plessner, in: *Dialogue and Universalism - Journal of the International Society for Universal Dialogue*, 24 (1), S. 73-86.
- Loenhoff, Jens (2017a): On Concepts of the Boundary in Classical Sociology, in: *ORBIS IDEARUM - History of Ideas NetMag*, Vol. 4 (2), S. 95-106.
- Loenhoff, Jens (2017b): The Interactive Construction of the Senses, in: *Kodikas/Code. Ars Semeiotica*, Vol. 35, No. 1/2, Tübingen: Narr, S. 25-38.
- Loenhoff, Jens (2017c): Doing „Dasein“. Zur Heidegger-Rezeption des practice turn, in: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*, Sonderband Nr. 4.

I. Kommunikation und Wissen



Von der Bedeutung zum Gemeinten (und zurück): Semantik und Noetik

Clemens Knobloch

1 Implizites Wissen, Semantik, Noetik: Begriffsklärungen

Wir wissen, durch bahnbrechende Arbeiten von Michael Polanyi (1958; 1966) bis Jens Loenhoff (2012), dass so gut wie alle unsere expliziten und explizierbaren Wissensbestände auf einem breiten, tiefen und prinzipiell ungeklärten Fundus von implizitem Wissen beruhen. Warum wir nach einer einzigen ostensiven Definition von „Katze“ oder „Hund“ jedes Exemplar dieser Gattungen zuverlässig identifizieren, warum wir (mit ca. 8 Monaten) ein individuelles Gesicht, das wir zuvor gesehen haben, als solches reidentifizieren, warum wir alle glauben, ziemlich genau zu wissen, was „Demokratie“ oder „Diversität“ oder „Migration“ ist, all das wissen wir nicht oder können wir nicht vernünftig explizieren. Was wir zu wissen glauben, gleich ob es sich um disziplinäres Fachwissen oder um gemeines Alltagswissen handelt, ruht ganz offensichtlich auf einem mächtig soliden Fundament von Kenntnissen und Fähigkeiten, mit denen uns die Evolution ausgestattet hat, ohne uns zugleich mit der Fähigkeit auszustatten, darüber auch explizit Rechenschaft abzulegen. Und so gut wie alles, was wir explizit lernen, sei es durch Beobachten, Nachmachen, Üben oder sei es durch Lektüren, baut nicht nur auf dieses Fundament des Impliziten, es tendiert auch dazu, den unsichtbaren und impliziten Teil des Eisbergs noch zu vergrößern, dessen unscheinbare (aber sichtbare) Spitze das explizite (oder explizierbare) Wissen bildet.

Theoriegeschichtlich geht der von Polanyi (1958; 1966) angestoßene Komplex zurück auf Quellen und Anregungen, die ich hier nur durch einige Namen und Stichworte andeuten kann. Es handelt sich um:

- [a] die frühe Wissens- und Wissenschaftssoziologie, mit Max Scheler und (vor allem) Karl Mannheim als Anregern. Polanyi und Mannheim sind im Londoner Exil auf einander getroffen und kannten sich. Auch Ludwik Fleck, der Begründer der modernen historischen Wissenschaftsforschung, gehört in diesen Zusammenhang.
- [b] die Berliner Gestaltpsychologie (mit Max Wertheimer, Wolfgang Köhler und Kurt Koffka als Hauptpersonen, eventuell noch Wolfgang Metzger, die vor allem am Beispiel der optischen Wahrnehmung gelehrt haben, dass die aktive Ausgliederung statischer und dynamischer Gestalten den Orientie-

rungsraum so gliedert, dass hoch bewegliche Fokus-Hintergrund-Strukturen entstehen. In denen ist immer auch präsent und erreichbar, was gerade nicht im Fokus ist. Alle Gestalt-Grund-Beziehungen sind dynamisch und gelernt. Auch hier ist der Nachweis für Einflüsse leicht zu erbringen: Polanyi (1958; 1966) beruft sich oft und gerne (gelegentlich auch kritisch) auf die Berliner Gestaltpsychologie.

- [c] die (im weiten Sinne) phänomenologische Tradition in der Sprachtheorie, die, ausgehend von Franz Brentano, über Autoren wie Anton Marty und (besonders) Edmund Husserl zu peniblen phänographischen Neubestimmungen dessen gelangt, was in der „psychologistischen“ Semantik des 19. Jahrhunderts einfach als „Vorstellung“, als (nicht näher bestimmbarer) Bewusstseinsinhalt, galt. Über diese Traditionslinie etabliert sich an den Rändern des sprachwissenschaftlichen *mainstream* ein differenziertes Bewusstsein dessen, was unbemerkt mitläuft beim alltäglichen Sprechen und Verstehen. Es ist eben nicht nur die (einzelnsprachliche) Bedeutung, die schon gar nicht, sie verschwindet in ihrer Vermittlungsfunktion, es ist das „Gemeinte“, was sich vom (instrumentellen) Zeichen selbst stets und radikal unterscheidet. So setzt sich allmählich eine penible und anspruchsvolle Phänographie kognitiver und kommunikativer Prozesse ab von dem, was man mit Silverstein (1979) unsere „linguistic ideology“ nennen könnte, von der Art und Weise, wie wir (und dieses Wir schließt die Linguistik ausdrücklich ein!) uns das Funktionieren sprachlich vermittelter Vorgänge für uns zurechtlegen. Diese Art von Ideologie ist freilich keineswegs nur „falsches Bewusstsein“, sie ist ein realer und wirksamer Faktor jedweder sprachlichen Verständigung, weil sie (qua Zurechnung von „Intentionen“, qua Definition von „Bedeutungen“ etc.) permanent selbst in die Prozesse der Verständigung eingefüttert wird.

Als Linguisten haben wir alle gelernt, in der untrennbaren Einheit des Sprachzeichens das Bezeichnende vom Bezeichneten zu unterscheiden. Aus der Perspektive einer Analyse des darstellungstechnischen Systems der Einzelsprache ist das Bezeichnete aber nicht das Gemeinte des Sprechens. Das nämlich ist weitgehend übereinzelsprachlich. Und es ist, in letzter Instanz, vollkommen außersprachlich, und somit kein Gegenstand der Linguistik. Das Bezeichnete der Linguistik ist der einzelsprachliche konzeptuelle Inhalt des Sprachzeichens. Was wir mit den Mitteln der einzelsprachlichen Darstellungstechnik zu bewältigen haben, das ist die Aufgabe der vektoriellen, indexikalischen Adressierung einer offenen und stets erweiterbaren Menge von Bezügen und Bündigkeiten. In der phänomenologischen Tradition werden diese fallweisen „Bedeutungserfüllungen“ eingeklammert und abgegrenzt gegen die „Intentionen“, die fallweise auf sie zielen. Das

kommunikative und kognitive Management der fallweisen Bedeutungserfüllungen liegt partiell in den Umfeldern des Sprechens und Schreibens, im sympraktischen und symphysischen Umfeld der Zeichenverwendung. In der *mainstream*-Semantik (und in unserer Sprachideologie) freilich gilt das, was die Phänomenologen einzuklammern wünschen: die fallweise Bündigkeit von Ausdrücken in der Gegenstandswelt, als eigentlich harter Kern der Bedeutung, als Referenz.

Wenn wir alltäglich sprachlich kommunizieren, dann sind wir mit unserer Aufmerksamkeit weder bei den Dingen (im Sinne von Referenten) noch sind wir bei den einzelsprachlichen Bedeutungen des Sprachsystems. Vielmehr bewegen wir uns in einer darstellungstechnisch geschärften und nur partiell explizierbaren Ebene des Gemeinten, die in sich selbst abgestützt ist. Wenn uns ein Freund erzählt, was *sein Nachbar* gerade tut, dann nehmen wir das als noetische Anweisung auf eine Entität, die unsere Erfahrungen von dem erfüllt, was ein *Nachbar* ist. Ist das Referenz? Eigentlich ist das vollkommen gleichgültig. Pragmatisch zählt allein die Tatsache, dass die Verwendung des Ausdrucks *mein Nachbar* den Sprecher dazu verpflichtet, auf Nachfrage in den Grenzen des Möglichen zu explizieren, wer dieser „Referent“ ist, von dem er spricht. Und diese Verpflichtung gilt gleichermaßen von wirklichen wie von bloß vorgestellten oder fiktionalen Nachbarn. So gesehen sind die in der Redekette verknüpften Symbole (um eine Formel Arnold Gehlens zu gebrauchen) „Zentren möglicher Ausgiebigkeit“, sie können in der Selbstverständlichkeit alltäglichen Redeverstehens verharren, aber auch expliziert, problematisiert, vertieft, ausgefolgert werden.

Während Linguisten (wie Lexikographen) gemeinhin versuchen, die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke möglichst genau zu bestimmen, ist es die Aufgabe der Noetik herauszufinden, wie ihre systemische Unbestimmtheit und Unterbestimmtheit dazu beiträgt, dass sie im fallweisen Gebrauch für alle praktischen Zwecke hinreichend eindeutig sind. Während uns die Objektivierung des geschriebenen Wortes zu einer optischen Gestalt suggeriert, dass wir es mit halbwegs festen symbolischen Bausteinen zu tun haben, die syntaktisch lediglich vielfältig kombiniert werden können, lehrt der noetische Blick im Gegenteil, dieser Suggestion zu misstrauen. Womöglich ist das geschriebene Wort, das uns Identität und Dauer suggeriert, eher dadurch definiert, dass es als Figur und Gestalt in zahllose Figur-Grund-Konstellationen eingehen (und diese auf eine näher zu bestimmende Weise „repräsentieren“) kann. Bildlich gesprochen: In noetischer Perspektive ist das Wort nicht nur die Spitze eines Eisbergs, sondern es ist Spitze vieler Eisberge, von denen so gut wie alles unter der Oberfläche bleibt. Dass wir sprachliche Ausdrücke verwenden, um unsere Erfahrungen zu organisieren und zu kommunizieren, lässt die sprachlichen Ausdrücke selbst als Tropen oder Metaphern erscheinen. Wendet man den Blick vom Zeichen auf das Gemeinte, dann wird das jeweils Gemeinte in dem Maße zum „Hof“ des Zeichens,

wie sich sein Gebrauch in der jeweiligen Sphäre regularisiert. Derartige Regularisierungsprozesse erzeugen für uns den Eindruck eindeutiger Symbolbedeutungen, mit denen wir schalten und walten können. Was aber nur daran liegt, dass wir das fallweise Mitgemeinte an den Rand der Aufmerksamkeit verbannen.

Aus der komplexen Vorgeschichte des Verhältnisses von Semantik und Noetik kann ich hier nur einen ganz schmalen Strang zu rekonstruieren versuchen: den Strang, der in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts einerseits zur folgenreichen Reinstallierung einer theoretisch eher schlichten Referenzsemantik in der akademischen Sprachwissenschaft geführt hat – und andererseits zur (bis heute akademisch marginalen) Herausbildung einer phänographisch reflektierten Lehre vom „Gemeinten“ des Sprechens und Verstehens.

Bedeutung und Referenz sind als konventionell-kanonische Grundbegriffe der Linguistik gewiss geeignete Kandidaten für de Saussures notorische Klage, er kenne keinen einzigen sprachwissenschaftlichen Traditions- und Grundbegriff, der so präzise definiert wäre, dass sich mit ihm tatsächlich etwas anfangen ließe.

In der semantischen Theoriebildung trifft um 1900 herum ein individual-psychologischer *mainstream* (Hermann Paul z. B.) mit einer äußerst vielseitigen französischen, deutschen und englischen Szene zusammen, deren Mitglieder sich teils zeichentheoretisch, teils psychologisch, teils philosophisch, teils auch kommunikationswissenschaftlich verstehen (vgl. Nerlich 1992; McElvenny 2014). Am (vorläufigen) Ende dieser Begegnung steht mit Ogden und Richards (1923) das vielleicht einflussreichste, jedenfalls aber das wirrste Semantikkompendium des 20. Jahrhunderts. Es erlebt mehr als 10 Auflagen und wird in zahlreiche Sprachen übersetzt. Lesen muss man es – so meine These – als Zeugnis einer Regression. Alle Versuche, die Grenzen des aristotelischen Zeichendreiecks (Laut- oder Schriftzeichen – Konzept/Bedeutung/Inhalt – Sache/Referent) im ersten Jahrhundertdrittel zu sprengen, münden da just wieder an ihrem Ausgangspunkt.

Zu den eher philosophischen Autoren, die um 1900 aus der aristotelischen Gefangenschaft auszubrechen versuchen, gehören in Deutschland Edmund Husserl, Anton Marty, Heinrich Gomperz. Sie sind alle bei Ogden und Richards rezipiert (und im Appendix der amerikanischen Ausgabe finden sich Exzerpte und Notizen zu ihnen), aber sie kommen nur später und überwiegend bei fachlichen Außenseitern zu ihrem Recht.¹ Von Ludwik Fleck (1935), dem Begründer der historischen Wissenschaftssoziologie, wissen wir, dass auch wissenschaft-

1 Die philologische Dignität dieser „Rezeption“ lässt sich freilich daran ermesen, dass Gomperz (1908) nach einer sekundären Quelle referiert wird, nämlich nach Dittrich (1913). Und Ottmar Dittrich war der sprachpsychologische Schüler Wilhelm Wundts und ein wissenschaftlicher Gegner von Gomperz.

liche Inhalte gar nicht anders können als sich zu verändern, wenn sie zirkulieren, ganz gleich, ob in der fachlichen Eigengruppe oder in einer Fremdgruppe. Wir dürfen also nicht mit stabilen Wissensbeständen rechnen, sondern mit jeweils anders nuancierten und ausgelegten heuristischen Konzepten.

Was Husserl und Gomperz als *Noetik* bezeichnen, hinterlässt deutliche Spuren in Gardiners *Theory of Speech and Language (thing meant)*, bei dem Slawisten Erwin Koschmieder, der von den noetischen Grundlagen der Syntax spricht, aber auch bei Bühler, Jakobson, Hjelmslev, im europäischen Strukturalismus. Darüber hinaus gibt es eine intensive Rezeption vor allem Husserls bei deutschen Autoren wie Porzig (1950), Nehring (1963), Sandmann (1954), die aber (Historiographen ausgenommen) heute niemand mehr kennt oder liest (vgl. Maas 2016: 350).

Ich werde versuchen, den *noetischen* Strang im semantischen Modelldenken der Zeit um 1900 freizulegen, mit Schwerpunkt auf Gomperz (1908) und auf Husserl (1913), mit einigen Randbemerkungen zu Husserl (1938) – und darauf, was qua Wissenstransfer aus diesen Modellgedanken in der semantischen Theorie des 20. Jahrhunderts geworden ist. Insbesondere geht es auch um die Transformationen und Reformulierungen, die eher logisch-philosophische Modelle auf dem Weg zu einer Linguistik des Sprechens durchlaufen.

Unter Noetik verstehe ich dabei: die Lehre von den Verweisungen auf geistige Gegenstände, die mit den Mitteln, Verfahren, Darstellungstechniken natürlicher Sprachen aufgebaut werden können. Diese Mittel sind einzelsprachlich organisiert. Die noetischen Gegenstände selbst hingegen sind übereinzelsprachlich, objektiv und geteilt. Sie versorgen das Individuum mit den Grundlagen für den Erwerb natürlicher Sprachen.

Als Referenz im Unterschied zur Noetik definiere ich das, was bei Husserl als „Bedeutungserfüllung“ und bei Bühler als „Bündigkeit“ des sprachlich Gemeinten in den wechselnden Umfeldern des Sprechens geführt wird. Referenz in diesem Sinne ist immer indexikalisch.

2 Der Modellgedanke

Eigentlich ist der phänomenologische Modellgedanke für die Noetik ganz einfach. Er besagt, dass sprachliche Ausdrücke im tatsächlichen Gebrauch auf etwas ausgerichtet sind, was

- [a] nicht sie selbst sein können (wir sprechen nicht *über* die Sprache, sondern *mit* ihr); was
- [b] nicht ein subjektiver Bewusstseinsinhalt, eine *Vorstellung* im Sinne der sensualistischen Psychologie des 19. Jahrhunderts sein kann; und was

[c] nicht die Dinge der wirklichen Welt da draußen sein können, obwohl es deren Objektivität (und Intersubjektivität) aufzuweisen scheint. Dass wir buchstäblich über *alles* so sprechen können, als ob es die sachliche Objektivität von Häusern, Bäumen und Hunden hätte, ist dann doch ein zu auffälliger Zug unserer Sprachfähigkeit.

Dabei ist es gleichgültig, ob der Sprecher für sich selbst oder für andere spricht.

Ad [a]: Dass der sprachsystemische Eigenwert ein hoch variables Werkzeug des Sprechens, aber grundsätzlich nicht die Zielgröße der Intentionalität von Ausdrücken ist, haben in der französischen Diskussion Michel Bréal (1897) und in der deutschsprachigen Karl Otto Erdmann (1900) sehr stark gemacht. Erdmann spricht vom „Lob des gedankenlosen Wortgebrauchs“, offenbar in der Absicht, das 19. Jahrhundert zu provozieren, das gerne im Etymon eines Wortes dessen eigentliche und ursprünglich gemeinte Bedeutung sehen wollte! Für Erdmann und Bréal erfüllt das Wort erst dann seine kognitive (würden wir heute sagen) Funktion, wenn es selbst mit seinem Eigenwert hinter der fallweisen Verweisungsleistung zurücktritt, wenn es gewissermaßen verschwindet, medial und durchsichtig wird. Zwar wandert die Aufmerksamkeit beim Sprechen zwischen Bedeutung und gemeintem Gegenstand, die Bedeutung tritt aber in den Hintergrund, sobald sie den Weg zum Gemeinten gebahnt hat, sie ist ein Mittel, das aber als „eigensinnig“ nie ganz verschwindet im intentional Angezielten (und auch selbst thematisiert werden kann).²

Erst in der philosophischen oder sprachtheoretischen Reflexion werden die Bedeutungen selbst zu Gegenständen, auf die intentionale Akte sich richten können. Auch de Saussure hat diesen Zusammenhang genauestens seziert, wie wir zwar nicht aus dem kanonischen Text des *Cours de linguistique générale*, aber aus den Nachlassanalysen von Fehr (1997) wissen. Der Eigenwert, der *valeur* eines Sprachzeichens ist die Seite, die dem darstellungstechnischen System der Einzelsprache zugewandt ist und gerade nicht dem Gemeinten.

Ad [b]: Dass das Gemeinte eines Sprachzeichens im Gebrauch kein individueller Bewusstseinsinhalt, keine Vorstellung (des Sprechers oder Hörers) sein kann, ist eine Pointe des Antipsychologismus in der Brentanoschule und besonders bei Husserl. Der nämlich zeigt immer wieder am Beispiel logischer Ausdrücke wie *die Zahl vier*, *ein gleichschenkliges Dreieck* etc. deren bewusstseinsunabhängige Objektivität. Das, worauf die *intentio* eines Sprachzeichens im Gebrauch geht, hat eine eigene Objektivität, die sich weder in der Sphäre des

2 Bühler (1934) prägt dafür die Formel vom „eigensinnigen Organon“ Sprache.

individuellen Erlebens, im Innenraum des Bewusstseins auflösen lässt noch in der nominalistischen Welt der Gegenstände da draußen.³

Ad [c]: Die nämlich können auch nicht als Garant der Objektivität des Gemeinten herangezogen werden, auf die sprachliche Ausdrücke verweisen. Wir können über Fiktionen, hypothetische Objekte, erfundene Textreferenten etc. genau so mühelos sprechen wie über unsere Nachbarn. Die idealen Gegenstände der Noetik, die wir beim Sprechen gebrauchen, haben hingegen wahrhaftige Existenz, schreibt Husserl (1913: 124-126). Zu denken wäre hier auch an de Saussures mäandernde Gedanken über die Frage, was sich eigentlich hinter dem kontinuierlichen Gebrauch eines mythischen Götternamens wie *Zeus* (oder hinter den Namen der Gestalten aus der Nibelungensage) verbirgt. Es kann ja offenkundig in einem solchen Falle nicht der Namensträger sein, der die Identität des Zeichens verbürgt – wenn es ihn nie gegeben hat.

Objekt-Name-Komplexe, so heißt es in den Notizen de Saussures, werden nicht in der Zirkulation der Zeichen weitergegeben, darum kann die Bezeichnungsrelation keine Basis für einen angemessenen Zeichenbegriff liefern. Das ist, wie Fehr (1997: 140) notiert, kritisch gegen Frege gerichtet.

Es ist eine ganz eigentümlich objektive Welt des Gemeinten, auf welche sprachliche Ausdrücke uns verweisen, und für die bürgert sich bei einigen Autoren um 1900 der Name „noetisch“ bzw. „Noetik“ oder „Noologie“ bei Gomperz (1908) ein. Noetische Kategorien und Dimensionen sind konstitutiv für alle Sprachen, ihre empirische Ausgestaltung erfolgt in der Einzelsprache. Bühlers (1934) *Gegenstände-und-Sachverhalte*-Formel aus dem Organonmodell meint eben nicht die rohe Außenwelt, er meint diejenige Seite der Zeichen im Gebrauch, die der noetischen Welt des Gemeinten zugewandt ist. In diesem Sinne hat er die Formel von Gomperz (1908: 73) übernommen, und auch bei Husserl findet man Entsprechendes (vgl. weiter unten). Der Unterschied ist wesentlich. Denn während Ogden und Richards (1974: 136) ganz treuherzig versichern, alle sprachlichen Bedeutungsprobleme ließen sich in Luft auflösen, wenn man nur von zweifelsfrei gemeinsamen Referenten, d. h. von evidenten Objekt-Name-Komplexen ausginge, ergibt sich aus der Perspektive von Gomperz und Husserl ein völlig anderes (neues und wirkmächtiges) Bild des Bedeutungsproblems, eines, das die Besonderheiten der Sprache berücksichtigt und nicht in der uralten Tradition der aristotelischen Vermengung von Sprach- und Erkenntnisproblem

3 „Es ist ein Zufall, wenn das Zeichen einem Objekt entspricht, das definiert ist für die Sinne wie *ein Pferd, das Feuer, die Sonne* [...]“ zitiert Fehr (1997: 139, Hervorhebung im Original) aus den Notizen de Saussures. Und weiter: „Wenn ein Objekt, wo es auch sei, der Endpunkt sein könnte, auf den ein Zeichen fixiert ist, würde die Linguistik augenblicklich aufhören, das zu sein, was sie ist“ (Fehr 1997: 140).

stecken bleibt.⁴ Die historische Beharrungskraft des aristotelischen Zeichendreiecks hat etwas Bestürzendes.

3 Einzelheiten zum Bedeutungsproblem: Gomperz vs. Husserl

Während Husserl⁵ nicht eingeführt werden muss, ist Heinrich Gomperz (1908), für den ich historiographisch ein gutes Wort einlegen möchte, heute weitgehend unbekannt. Der Sohn des renommierten Wiener Gräzisten Theodor Gomperz war als Philosoph ein Schüler Ernst Machs. Nach der austrofaschistischen Machtergreifung wurde er zwangsemigriert und emigrierte 1935 in die USA, wo er durch Vermittlung von F. C. S. Schiller eine Gastprofessur an der *University of Southern California* erhielt, auf der er bis zu seinem Tod 1942 lehrte.

Gomperz' „Noologie“ von 1908 (nur der erste Teil ist erschienen) gehört in den Umkreis des Antipsychologismus der Zeit. Die Aufgabe der Disziplin „Noologie“ ist es laut Gomperz, die Widersprüche zwischen dem logischen und dem psychologischen Zugang zum Denken auszugleichen. Und das versucht Gomperz (1908) anhand einer ausgreifenden, als „Semasiologie“ betitelten Entfaltung des Bedeutungsproblems. Wir nähern uns seiner Version des Bedeutungsproblems am besten, indem wir seine Version des semiotischen Dreiecks (Gomperz 1908: 77; vgl. im Anhang) betrachten, die (so die *communis opinio*) Ogden und Richards (1923) inspiriert haben soll und lediglich als Notationsvariante des heute klassischen Dreiecks gilt. Dem sieht sie auf den ersten Blick durchaus ähnlich. Erst der zweite Blick zeigt, dass wir es mit weit mehr als einer kosmetisch aufgehübschten Fassung des kanonischen Zeichendreiecks zu tun haben.

Mit dem teilt es die Relationsfundamente: Aussagelaute – Aussageinhalt – Aussagegrundlage, was den Betrachter verführt, sich zu sagen: „Ach ja, das ist das gleiche wie Zeichen – Begriff – Ding oder wie Symbol – Konzept – Referent, kennen wir.“ Zu den drei primären Relationen: [a] Ausdruck (=Relation zwischen Aussagelauten und Aussageinhalt); [b] Auffassung (=Relation zwischen Aussageinhalt und Aussagegrundlage); [c] Bezeichnung (=Relation zwischen Aussagelauten und Aussagegrundlage) kommen indes hier bei Gomperz (1908: 77) zwei entscheidende Neuerungen, manifest in der Verdoppelung des

4 In der Tat hat ja die spätere Historiographie sowohl Gomperz (1908) als auch Ogden und Richards (1923) für die Vorgeschichte des logischen Positivismus des Wiener Kreises in Anspruch genommen, mit dem er in den 20er Jahren Kontakt hatte; vgl. Seiler und Stadler (1994), McElvenny (2014). Vgl. auch Kiesow (1988), den gewiss besten Kenner der Arbeiten von Gomperz zu dessen Verhältnis zu Bühler und Popper. Kiesow (1988) kommt allerdings aus eher sprachphilosophischer Perspektive zu anderen Deutungen und Gewichtungen.

5 Eine konzise Darstellung der Wirkung und Bedeutung Husserls für die Sprachtheorie gibt Maas (2017).

Dreiecks und in dem Umstand, dass eine vierte „Relation zwischen zwei Relationen“ eingeführt ist. Sie ist es, die den Namen „Bedeutung“ trägt, und sie verbindet das Ergebnis der Ausdrucksrelation (=die Aussage) mit dem Ergebnis der Auffassungsrelation (=dem Sachverhalt).

Wo stehen wir jetzt mit dem Bedeutungsproblem? Nun, aus dem naiven Referenten als dem Realbezug und Wirklichkeitsgaranten des Sprechens ist etwas ganz anderes geworden: eine Größe nämlich, die nur in ihrer hoch variablen Beziehung zum Aussageinhalt überhaupt in die Bedeutungsrelation eingeht. Die Referenz im herkömmlichen Sinne von Ogden und Richards ist in diesem Modell so etwas wie ein Grenzfall der letzten Erdung von Aussageinhalten in der jeweils fallweisen Aussagegrundlage. Das ganze Modell ist vom Satz, vom Satzinhalt, von der Proposition (modern gesprochen) her gedacht – und eben nicht vom naiven Realkontakt der Referenz.

Was Gomperz (1908) als Aussagegrundlage fasst, das begegnet uns vorher ähnlich etwa in Philipp Wegeners (1885) „Situation der Anschauung“ und nachher in Gardiners (1932) Modellaneddote von dem Paar, das spazieren gehen möchte und den Regen draußen wahrnimmt. Aussageinhalt und Aussagegrundlage gehen in die Bedeutungsrelation (=Relation zwischen zwei Relationen) nur gemeinsam ein. Das Wahrheitsproblem konturiert sich nur im Verhältnis von Aussageinhalt und Aussagegrundlage: „der Inhalt des Satzes ‚Dieser Vogel fliegt‘ *ist* in gleicher Weise, ob nun dieser Vogel wirklich fliege oder nicht“, schreibt Gomperz (1908: 67). Das Wahrheitsproblem gehört nicht zur semantischen Relation, denn die ist als Relation zwischen Aussage und ausgesagtem Sachverhalt eine Beziehung zwischen zwei durchweg sprachlichen Größen. Eine davon ist eben die noetische:

„Die Bedeutungsbeziehung zwischen Aussage und ausgesagtem Sachverhalt ist also eine Beziehung zwischen zwei teilweise koinzidierenden Gliedern und deshalb keine äußerlich-konventionelle, sondern eine innerlich-begründete Beziehung“ (Gomperz 1908: 70).

Gomperz' Konstruktion eines Modells für Semantik und Noetik kommt darin mit Husserl überein, dass beide den Nullpunkt der Betrachtung verschieben, hin zum Sprecher, der in der Verwendung sprachlicher Ausdrücke deren noetisch-konstruktives Potential nutzt. Und dieses Potential entfaltet sich (ganz wie bei de Saussure) im Online-Wechselspiel zwischen Syntagmatik und Paradigmatik.

Interessant ist aber auch, wo Gomperz (1908) sich von Husserl ausdrücklich abgrenzt. Gegen dessen Akttheorie der Bedeutung macht er (1908: 217) geltend, sie durchschneide das Band zwischen Aussageinhalt und Aussagegrundlage. Das kann man interpretieren als eine Art Ehrenrettung der empirischen Kommunikationssituation gegen den absolut monologischen Idealismus des frühen Husserl,

den Bühler (1934: 66) als „Diogenes im Fass“ karikiert, weil er zunächst nur wenig Sinn dafür hat, dass sprachliche Bedeutungen und ihre intentionalen Gegenstände interaktiv geteilt sein müssen (in einem dringend zu spezifizierenden Sinne), wenn sie für das Denken und für die Verständigung einen Nutzen haben sollen. Maas (2016: 351) weist allerdings darauf hin, dass Husserl in seinem Spätwerk den Schwenk vom einsamen Seelenleben hin zur „Bindung der Zeichenstruktur an Geltung für andere“ ebenfalls vollzogen habe. Ich komme darauf zurück.

In der Tat nähert Gomperz (1908) sich mit seinem Blick auf die Aussagegrundlage, die geteilte außersprachliche Szene von Sprecher und Hörer, wieder den Bedürfnissen einer realistischen „Linguistik des Sprechens“ – auch wenn Husserl durchaus philosophisch strenger und konsequenter denkt (und Gomperz’ „pathempirischer“ erkenntnistheoretischer Unterbau für semantische Zwecke völlig überflüssig ist). Während Husserl die Umfeldler und Gegebenheiten des jeweiligen Sprechens, in denen die fallweise „Bedeutungserfüllung“ stattfindet, phänomenologisch „einklammert“, baut Gomperz (1908) darauf, dass es zwischen Aussageinhalt und Aussagegrundlage so etwas wie ein Relevanzverhältnis gibt (er ist gewissermaßen ein Ahne von Sperber und Wilson 1986!). Husserl ist da (sagen wir) passiver, er konzidiert die Möglichkeit der Fundierung noetischer Kategorien in der Anschauung, diese Fundierung sei aber keinesfalls identisch mit dem Intendierten (Husserl 1913: 132):

„Nicht im wechselnden Inhalte, sondern in der Einheit der auf die konstanten Merkmale gerichteten Intention liegt das Wesentliche der Sache“ (ebd.: 136).

Bedeutung, so ist Gomperz’ Definition zu resümieren (Gomperz 1908: 68-70), ist die Relation zwischen den beiden selbst relationalen Größen Aussageinhalt und Sachverhalt, zwischen zwei überwiegend sprachlichen Ebenen, deren eine aber mit der (außersprachlichen) Aussagegrundlage verzahnt, in dieser geerdet ist. Keineswegs gelten ihm Aussagen und Ausdrücke als bedeutungsgleich, die sich auf die gleiche Aussagegrundlage beziehen (wie es dann bei Ogden und Richards 1923 praktiziert wird), und jeder Aussagegrundlage ist es vollkommen äußerlich, wie sie von Sprechern sprachlich gegliedert und akzentuiert wird. Wie pragmatiknah Gomperz (1908: 70) hier bereits denkt, erhellt aus seinem Beispiel: Der Sprecher gliedert die Aussagegrundlage so, dass eine lokal relevante Bearbeitung derselben geschieht. Mit der Aussagegrundlage der Äußerung: *Da ist eine Schlange!* wären unendlich viele Aussageinhalte kompatibel: *Da hat sich was bewegt! Ein Tier!* etc., aber der Hinweis auf die Schlange führt zu „zweckmäßigem“ Hörerverhalten. Auch ob eine gegebene Aussagegrundlage propositional oder bloß nominativ adressiert wird (*Da kriecht eine Schlange* vs. *eine*

Schlange) liegt ganz beim Sprecher und nicht in der Situation. Immer wieder macht Gomperz klar, wie different, ja gegensätzlich Aussageinhalt und Aussagegrundlage sind:

„Man stellt sich dann vor, es könnten eben nur jene Aussagegrundlagen durch einen bestimmten Aussageinhalt aufgefasst werden, welche diesen schon in sich enthalten“ (Gomperz 1908: 145).

So spottet er. Der Aussageinhalt sei aber eben eine außerempirische Wesenheit, die nicht in den empirischen Elementen der Aussagegrundlage enthalten sein könne. Anschauungen sind durch Sprache nicht mitteilbar, wird Marty (1925: 87) in den erst *post mortem* veröffentlichten Fortsetzungen zu seinem Hauptwerk (Marty 1908) schreiben. Der Aussageinhalt hingegen kann seinerseits nicht wahrgenommen oder vorgestellt werden. Seine „Gegenständlichkeit“ ist noetisch, er ist ein „Gegenstand höherer Ordnung“ (Gomperz 1908: 91 bzw. 100 f.).⁶

„Verstandesgegenständlichkeit“, so wird Husserl später (1928: 282) schreiben, beruht auf prädikativen Leistungen, und die sind gerade nicht fundiert in der vorprädikativen und passiven Rezeptivität. Und weiterhin beruht „Verstandesgegenständlichkeit“ auf der Reflexivität der Zuwendung zu prädikativen Leistungen. Porzig (1950) bezieht sich in Fragen der Abstraktion ausdrücklich auf Husserl (auch schon in dem 20 Jahre vorher erschienen klassischen Text über „Die Leistungen der Abstrakta in der Sprache“).

Gegen den psychologischen Individualismus der Ausdruckslehren seiner Zeit (und implizit auch gegen Husserl) bemerkt Gomperz (1908: 237), das Ausdrückende möge ja so persönlich sein wie es wolle, der Sprecher habe immer nur die überlieferten Formen, Bedeutungen und Schemata, die sich seiner Spontaneität weitgehend entzögen. Die Traditionen des Sprechens begrenzen, kanalisieren, konventionalisieren den individuellen Ausdruck. In diesem Punkt ist es einmal Husserl, der eher hörerbezo-gen argumentiert und darauf verweist, dass per Kundgabe der Hörer eine (freilich indirekte, vermittelte) äußere Wahrnehmung der inneren Erlebnisse des Sprechers hat (Husserl 1913: 34).

Was Husserl phänomenologisch „einklammert“: die fallweisen „bedeutungserfüllenden Akte“ im Unterschied zu den „bedeutungsverleihenden Akten“, das entspricht in der Sache der variablen „Bündigkeit“ sprachlicher Ausdrücke in

6 Die Rede von den „Gegenständen höherer Ordnung“ taucht bei Bühler (1934) wieder auf, akzentuiert auf die kategorialen Konstruktionsgefüge der Wortarten und Satzglieder. Als versierter Philosophiehistoriker lässt Gomperz (1908) den Leser auch nicht im Unklaren darüber, dass sein „Aussageinhalt“ nach dem Modell des „Lekton“ der Stoa gebaut ist, das seinen Urhebern ebenfalls weder als subjektiver Gedanke noch als materielle Realität galt, sondern als etwas, was beide Seiten „objektiv“ verbindet (Gomperz 1908: 80). Vgl. zum „Aussageinhalt“ auch Kiesow (1988).

den wechselnden Umfeldern des Sprechens bei Bühler (1934). Und es entspricht theoriearchitektonisch Gomperz' Aussagegrundlage. Verständigungstechnisch gilt: Die Relevanz der noetischen Bezüge erweist sich, indem sie in der Aussagegrundlage verankert werden können. „Erst in der Zuwendung lösen sich Gegenstände aus dem Sinnesfeld“, wird Husserl (1938: 75) später über das elementare Wahrnehmungsurteil schreiben.

In der Bedeutung eines Ausdrucks (so Husserl 1913: 54) konstituiert sich die Beziehung auf den Gegenstand, egal, ob der Gegenstand existiert, fingiert oder auch unmöglich ist wie *rundes Viereck* oder *goldener Berg*. Referentiell betrachtet ist ein Ausdruck bedeutungslos, wenn es keinen Gegenstand gibt, auf den er sich beziehen ließe. Ogden und Richards (1923) werden aus diesen Überlegungen das Wortmagie-Verdikt gegen alles machen, was sich nicht in Zeichen-Referent-Komplexe pressen lässt.

Theorietechnisch hat Gomperz (1908) einen Vorteil gegenüber Husserls *Logischen Untersuchungen*, indem er auf der eigentümlichen Rolle der „Aussagegrundlage“ für das Bedeutungsproblem besteht und den Monologismus und Internalismus Husserls kritisiert. Gomperz (1908) hat ein Modell dafür, dass die sprachlich gegliederte Proposition (modern gesprochen) ebensowohl für sich stehen (und für sich interpretiert werden) kann, als auch genommen werden kann für eine Instruktion, welche die aktuelle Aufmerksamkeit der Teilnehmer in einer gegebenen Interaktionssituation auf deren für relevant erachtete Aspekte koordiniert. Damit nähert er sich einer Erkenntnis, die in der neueren Psycholinguistik des Sprach- und Redeverstehens nach zahllosen Ab- und Umwegen erneuert wird: der Erkenntnis nämlich, dass „Referenz“ als *mapping* und Aufmerksamkeitssteuerung im geteilten perzeptiv-aktionalen Orientierungsfeld gelernt wird, bevor noetisch generalisiert auf alles Bezug genommen werden kann, was im aktuellen und lokalen *mental model* des laufenden Diskurses konstruiert werden kann.

In *Erfahrung und Urteil* kommt Husserl (1938: 285 ff.) dann noch einmal ausdrücklich auf das Gomperz-Problem zu sprechen – freilich ohne diesen ausdrücklich zu nennen. Als „Sachlage“ fasst er das, was Gomperz „Aussagegrundlage“ nennt. Dabei handele es sich um passiv konstituierte Verhältnisse, über die Urteile in ganz verschiedene Richtungen gebildet werden können. Ganz wie Gomperz, aber eben in eigener Terminologie versteht er die „Sachlage“ als passives Fundament für „Sachverhalte“ im eigentlichen Sinne (1938: 288-291), also für das, was wir heute eher als Propositionen bezeichnen würden.⁷

Somit ist „Referenz“ bei Licht besehen ein quasi-terminologisches Kürzel für sehr heterogene Zielgrößen: Referenz „endet“ oder „mündet“ nie im außersprachlichen Gegenstand, sondern in der auf diesen gerichteten Aufmerksamkeit.

7 Und auch Bühlers „Sachverhalte“ sind, wie gesagt, noetische Gebilde, keine ontologischen.

Niemals ist sie das, was Ogden und Richards (1923) aus ihr machen: ein außersprachlicher Garant für die Wahrheits- und Erkenntnisfähigkeit des Sprechens.

In der Welt des psycholinguistischen Laborexperimentes nehmen Studien zum Referenzproblem fast automatisch die (objektivierbare und reproduzierbare) Form der sprachlichen Instruktion für die Auswahl eines von mehreren möglichen Referenzgegenstandes an. Das gilt für die deutsche Tradition der „referentiellen Kommunikation“ (Werner Deutsch) ebenso wie für die angelsächsische (etwa Clark und Wilkes-Gibbs 1986). Ein jüngst erneuerter psycholinguistischer Befund (Garrod 2011) besagt, dass wir sprachlichen Input da, wo relevante perzeptive und aktionale Bezüge zur Verfügung stehen, opportunistisch auf diese abzubilden versuchen (vom Koaktionsfeld über den Film bis zum Comic!) – was etwa bei einem Leseexperiment mit schriftsprachlichem Text natürlich gar keinen Sinn ergibt, weil dieser uns unmissverständlich auf den Bezugsraum des lokalen Diskursmodells verweist, in dem Bezüge dann allein bündig werden können. Die sprachliche Richtung und Koordination von Aufmerksamkeit ist die Klammer, die beide Prozesse miteinander verbindet. Die (von Husserl „eingeklammerte“) fallweise wechselnde Bündigkeit sprachlicher Ausdrücke (Erfüllung in der Anschauung etc.) macht aber insofern einen Unterschied, als es ohne intersubjektive Erdung des Sprechens in der „Aussagegrundlage“ keine Basis für die Objektivitätssuggestion noetischer Objekte gibt.⁸ Auch mit Bezug auf die biologische Sprachevolution dürfte es keinen Zweifel daran geben, dass wir zunächst darauf programmiert sind, sprachliche Kommunikationen auf die aktuell geteilte Wahrnehmungswelt zu beziehen und irgendwie in dieser zu verankern:

„The language learner is innately predisposed to assume that communicative acts refer to the world. Thus, from the outset, the language learner attempts to compute the referential implications of the linguistic characterizations of the input“ (Trueswell, Papafragou und Choi 2011: 71).

Dieses psycholinguistische Zitat aus der jüngeren Gegenwart ist auch darin der schlichten Referenzideologie überlegen, dass von den Aufmerksamkeitsimplikationen der Äußerung die Rede ist, nicht von singulären Gegenständen, die repräsentiert würden. Die vermeintlich einfach „gegebenen“ Objekte sind Projektio-

8 Aus psycholinguistischer Sicht notiert Garrod (2011: 276) über die Differenz zwischen noetisch-symbolfeldbasierten Diskursmodellen und perzeptiv-anschaulichen: „In the first case, these will be processes aimed at constructing a coherent and parsimonious model on the basis of what has been read so far. In the second case, they will be processes aimed at establishing mappings between the utterances under interpretation and a model based on the visual world in view.“ Dieses letztere dürfte freilich in der Regel auch durch koaktionale Relevanzen strukturiert sein.

nen unseres (sensomotorischen und symbolischen) Umgangs mit ihnen, die intentionale Ausrichtung auf sie beginnt bei uns.

Der Eigenname, nicht zufällig referenzsemantisches Parastück, löst die Suggestion des objektiven Individuenbezugs vollständig von der Anwesenheit des Bezeichneten *und zugleich* weitestgehend von sprachlichem Wissen: Was wir über die Träger von Eigennamen wissen, das ist (abgesehen von Minimal-konzeptualisierungen wie etwa m/w bei Vornamen) Sach- und Welt- und kein Sprachwissen. Eigennamen sind gleichsam die perfekten Referenzialisierer, sie identifizieren aperspektivisch, aus allen Lebenslagen den gleichen Bezug, und das ohne Dazwischenkunft „störender“ einzelsprachlicher Konzepte. Es hat keinen Sinn zu fragen, ob „Gretel“ in einem Märchen „dasselbe“ Gretel ist wie in einem anderen Märchen, schreibt Husserl (1938: 202), weil es Individualität, Identität und Identifizierung nur in der Welt der wirklichen Erfahrung gibt.

Die Pointe der universellen, aber eben einzelsprachlich realisierten Noetik liegt hingegen an dem den Eigennamen entgegengesetzten darstellungstechnischen Pol, am Pol der Kombinatorik. Und von diesem Pol aus betrachtet sind Monosemie und Monoreferentialität der Grenzfall, nach dem wir unsere spontane Sprachideologie (*linguistic ideology* nach Silverstein 1979) modellieren.⁹ Das noetische Potential konzeptualisierender und grammatischer Sprachzeichen entfaltet und differenziert sich in den Konstruktionen, in denen die Zeichen vorkommen. Durch lexikalisch basierte Argumentbeziehungen, Kollokationen, Nennbefestigung komplexer Ausdrücke, Typisierung wird der Suchraum für noetische Bezüge ganz ähnlich reduziert wie durch die im Wahrnehmungs- und Orientierungsraum verfügbaren Beziehbarkeiten. Die Nahtstellen des Sprechens zur unmittelbaren Interaktionssituation werden dadurch gelockert. Aber kognitiv ist es in beiden Fällen das Gesprochene selbst, das die Aufmerksamkeit im Suchraum strukturiert und zentralisiert.

4 Anknüpfungen und Weiterungen: Jenseits der Referenz

Bühlers (1934: 62 ff.) – durchaus anerkennende – Kritik an Husserls subjektiver Aktlehre trifft den Kern des Noetikproblems: Was Husserl als „Komplexions-gesetze“ einer reinen Grammatik postuliert, das – so Bühler (1934: 65) – funktioniert nicht auf der Grundlage grammatischer Konstruktionsmodelle allein. In Ihren Gefügen (heute würde man sagen: Konstruktionen) bauen natürliche Sprachen ergänzend immer auch auf das „Sachwissen der Empfänger“ (Bühler 1934:

9 Silverstein (1979: 193) definiert als *linguistic ideology* „any set of beliefs about language articulated by the users as a rationalization or justification of perceived language structure and use.“